



Eine kaffrische Wahrsagerin.

ſie wenig. Die Hauptſache iſt, daß ſie ſich einmal gehörig ſatt eſſen, trinken, tanzen und ſpielen und ſich nach Herzenſtadt ausrüſteln konnten.
(Fortſetzung folgt.)

Eine kaſſiſche Wahrſagerin.

Von Schw. Amata, C. P. S.

Citeaux. — Nokufa war ſchon ziemlich auf Jahren. ihr Mann längſt tot und alle ihre Kinder verheiratet, als ſie eines Tages von einer ſonderbaren Krankheit befallen wurde. Sie wurde, wie ſie mir ſelbſt erzählte, von einer unſichtbaren Macht hin- und hergezerrt und auf- und niedergeworfen. Altheidniſchem Brauche gemäß wurde gleich zu einer benachbarten Zauberin, Maſonda mit Namen, geſchickt. Ihre Erklärung war, Nokufa ſei körperlich ſchwach, doch geiſtig ſtark, ſie habe einen hellen Kopf, und die Amadhſozi (Geiſter) verlangten, daß ſie Wahrſagerin würde.

Nokufa hatte nie nach ſolcher Kunſt verlangt, allein da die „Götter“ es wollten, ſo war es ihr auch recht und erklärte ſich ſofort bereit, ſich durch Maſonda in die ſchwarze Kunſt einführen zu laſſen. Die genannte, weit und breit berühmte Wahrſagerin kam und begann ſofort mit ihrer Kur.

Nokufa mußte ſich zunächſt von der Außenwelt abſchließen; zum Aufenthalt ward ihr bis auf weiteres der dunkle Hinterteil ihrer Hütte angewieſen, der durch aufgehängte Biſſenmatten zu einem Kämmerchen eingerichtet worden war. Mit keinem Menſchen durfte ſie mehr verkehren, ausgenommen mit ihrer Lehrmeiſterin, die

Tag und Nacht bei ihr war und ihr fleißig „Medizinen“ verabreichte, teils innerlich zur Einnahme, teils äußerlich zu Waſchungen. Denn ſollte Nokufa eine richtige Zauberin werden, ſo mußte ſie vor allem ganz „rein“ ſein; und das bewirkten die geheimnisvollen Medizinen.

Die Patientin erklärte ſpäter, es ſeien ihr von den angeblichen Geiſtern nach und nach alle Haare abgerupft worden. Zum Erſatz mußte ſie einen Grasbüſchel, von den Schwarzen isigungwa genannt, auf den ſtopf binden und einen zweiten Grasbüſchel an



Miſſionſchule in Himmelberg.

Eingang ihrer Hütte aufhängen. Kam dann ein Besuch, was jedoch erst gestattet wurde, nachdem sie schon teilweise in die schwarze Kunst eingeführt war, so mußte sie fleißig an einem solchen Bündel kauen und dabei in der ganzen Hütte kräftig ausspucken, nebenbei natürlich auch die Augen verdrehen, die Leute anstarren, hin- und herrennen, kurz, sich wie total verrückt benehmen. Die Besucher ließen kleine Geschenke zurück, meist Kupferringe, die sie auf den Boden warfen, und die nachher die angehende Wahrsagerin als Schmuck und Zier an den Armen befestigte.

Für gewöhnlich dauert so eine „Kur“ ein halbes Jahr; Nokusa aber zeigte sich als eine sehr gelehrige Schülerin, daß sie schon nach anderthalb Monaten als „reif“ erklärt wurde. Sie war dessen herzlich froh, schon wegen der glücklich beendeten Hungerkur; denn sie hatte während der ganzen Zeit strenge Diät halten müssen, und in Gegenwart anderer durfte sie nie einen Bissen zu sich nehmen.

Nun galt es aber, Proben ihrer neuen Kunst abzulegen. Die Leute versteckten Glasperlen, Geld usw., und sie mußte ausfindig machen, wo die Sachen seien. Nokusa hatte Glück, sie fand fast regelmäßig das geheime Versteck und gelangte dadurch in den Ruf einer großen, ausgezeichneten Wahrsagerin. Niemand freute sich darüber mehr, als ihre Lehrmeisterin, die alte Majonda. Sie führte ihre Schülerin aus dem Hinterteil der Hütte heraus, zeigte sie dem erstarrten Volk und opferte zum Dank gegen die Götter eine weiße Ziege. Nokusa mußte sich am ganzen Leibe mit weißer Erde bestreichen und Fell und Gallenblase der Opferziege umhängen. Aus der ganzen weiten Umgegend kamen alle Wahrsagerinnen herbei, die sie in ihrer neuen Würde anerkannten und ihr gratulierten; die eigenen Verwandten aber brachten Geschenke, speziell Ziegen und Ochsen, von welchen einige geschlachtet wurden. Den größten und schönsten Ochsen aber erhielt ihre Lehrmeisterin, die alte Majonda.

Nokusa eröffnete ohne Säumen ihre Praxis. Wer etwas verloren hatte, krank war oder irgend etwas Geheimes und Verborgenes wissen wollte, kam zu ihr und fragte sie um Rat, Hilfe und Auskunft. Ihr Ruf stieg immer mehr; aus weiter Ferne kamen die Leute zu ihr und brachten ihr Geschenke; kurz, das Geschäft blühte.

Auf meine Frage, wie sie denn gewußt habe, was sie den Leuten antworten solle, erklärte sie, es sei nachts eine schwarze Gestalt zu ihr gekommen, die ihr alles gesagt habe. Sie habe ihr z. B. mitgeteilt, am nächsten Tag würde der und der kommen und dies und das fragen, und sie habe ihm so und so zu antworten. Sie habe bei solchen Gesichten am ganzen Leibe gezittert und sei oft unter großen Schmerzen hin- und hergeworfen worden, so daß sie laut gerufen und geheult habe; wenn dann aber die bezeichneten Leute kamen und sie die Antwort gegeben hatte, sei sie wieder ruhig geworden. Wie weit die letztere Angabe auf Wahrheit oder Einbildung, Täuschung und Trug beruht, sei dahingestellt. Es wird immer schwer halten, in solche Sachen volle Klarheit zu bringen.

Nokusa hatte eine Enkelin, Fihlwase mit Namen, die in ihrer Hütte wohnte. Die Kleine begann allmählich den sonntäglichen Gottesdienst in unserer Missionskirche zu besuchen und bat zuletzt um Aufnahme in die Stationschule. Ihre Bitte wurde mit Freuden gewährt. Dies bewog nun Nokusa, die Großmutter, ebenfalls von Zeit zu Zeit zur Missionsstation und zum Gottesdienst zu kommen. Anfangs kam sie jedenfalls bloß

deshalb, um ihr Enkelkind zu sehen, allmählich aber begann der Samen des göttlichen Wortes, das sie beim Unterricht und in der Predigt vernommen, in ihrem Herzen Wurzel zu schlagen; sie kam immer fleißiger zur Kirche, ließ sich unter die Zahl der Katechumenen aufnehmen und wurde getauft.

Ihr Geschäft als Wahrsagerin hat sie natürlich längst an den Nagel gehängt. Sie bekannte jetzt selbst, es sei ein böses und ungerechtes Gewerbe gewesen; sie hätte es übriggens von selbst aufgeben müssen, denn seit sie unseren Gottesdienst besuchte, sei der Schwarze nicht mehr zu ihr gekommen und habe ihr nicht mehr gesagt, was sie den Leuten auf ihre Fragen hätte antworten sollen. Auf den ungerechten zeitlichen Gewinn leistete sie gerne Verzicht, denn als überreichen Ertrag habe sie im heiligen katholischen Glauben die Ruhe und den Frieden der Seele gefunden.

Ein Besuch in Clairvaux.

Vom Hochw. P. Eucharis Adams, R. M. M.

Am 5. Juli 1914, einem Sonntag, nahm ich Abschied von Citeaux. Während Bruder Alban die Zugtiere einspannte, begab ich mich langsam auf den Weg bergan. Offengefanden, ich traute dem Dreigeispann wenig. Der Wagen war eine zweirädrige Trab. In der Schere ging ein Pferd, zu beiden Seiten war je ein Maulesel beige spannt. Von der Höhe des Berges sah ich der Abfahrt zu. Das Pferd, ein ehemaliger Polzistengaul, bockte ein wenig. Die zwei Maulesel jedoch ließen es nicht zum Stillstehen kommen, und so mußte es mit den Berg hinauf. Dort stieg ich ein und fort ging's. Merkwürdige Tiere, diese Maulesel! Bergan nahmen sie es mit den Ziehern gar nicht scharf, ging es aber bergab, dann zogen sie aus Leibeskräften, so daß der Gaul, der die Last des Wagens zu tragen hatte, trotz Bremse denselben kaum halten konnte. Da wir einen sehr steilen Berg hinauffahren sollten, hielten wir an und mein braver und erfahrener Kutscher hatte den Mauleseßeln je einen Zugstrang aus, so daß sie kein Unheil anrichten konnten. Wir durchfuhren den Mkomazana- und Umfomanzi-Fluß, deren Ufer nicht die besten sind und gelangten schon langsam nach Clairvaux.

Hören wir die ersten Berichte aus der Chronik dieser Station: „Einstens ritt ich“ — so schreibt P. Mansuet Pöll — „von Reichenau durch die Zmpendhle-Reserve zum Empajana-Fluß und nahm den alten steinigen Weg oben hinter der „Cairns-Farm“, jetzt Clairvaux genannt, der sich sehr steil den Berg hinaufwindet. Als ich von oben hinunterschaute in das weite Tal und die vielen Kraals sah, tat es mir leid um die vielen in der Finsternis des Heidentums schmachtenden Seelen, und ich dachte bei mir selbst: Für diese vielen Rassen sollte doch eine Missionsstation errichtet werden. Es sollte ein Plätzchen für eine Kirche und Schule erworben werden.“ — Später besuchte ich die Gegend nach verschiedenen Richtungen hin, um mich mit Land und Leuten bekannt zu machen.

Eines Abends bei Mondschein stattete ich dem Häuptling Masaheni von Zmpendhle einen Besuch ab und bat ihn um die Erlaubnis, in seinem Bezirk eine Schule errichten zu dürfen. Als er sich kurz mit seinen Räten besprochen hatte, antwortete er mit einem strammen und zugleich energischen „Ja! Nein!“

Ein anderes Mal besuchte ich den Magistrat von Zmpendhle, Mr. Boast, welchen ich gut kannte, weil er